

Die schillernde Welt von „Exquisit“ und „Sibylle“

Der Kinofilm „In einem Land, das es nicht mehr gibt“ erzählt von der DDR-Modewelt – von der offiziellen wie inoffiziellen. Claudia Michelsen und Sabin Tambrea agieren darin: sie als Chefredakteurin der „Sibylle“, er als Stil-Ikone Frank Schäfer.



Die Chefin und ihr kreativer Knecht: Claudia Michelsen und Sabin Tambrea in „In einem Land, das es nicht mehr gibt“. Foto: TOBIS Film

Das neueste Kinostück über die letzten Monate in der DDR könnte durchaus überraschen. Regisseurin Aelrun Goette feiert in großen Bildern mit „In einem Land, das es nicht mehr gibt“ Lebenslust und Kreativität, die jugendliche Suche nach Identität und der Nische im System sowie die auch im Osten schillernde offizielle und inoffizielle Modesezene. Es geht um die Marke „Exquisit“, die Zeitschrift „Sibylle“ und das, was vor allem im Berliner Untergrund passierte. In der namhaften Besetzungsliste stehen auch Claudia Michelsen und Sabin Tambrea. Sie spielt die einflussreiche Chefredakteurin der legendären Mode-Zeitschrift, er einen Grenzgänger zwischen den Mode-Welten. Ein Gespräch mit den beiden über Zeitreisen in die 80er, Heimat und Familie.

Sie, Frau Michelsen, kennen das Land, das es nicht mehr gibt, aus eigenem Erleben. Für Sie, Herr Tambrea, ist es eher unbekanntes Terrain. Haben Sie während des Drehs vielleicht gerade deshalb mehr oder anders miteinander gesprochen als gewöhnlich?

Sabin Tambrea: Im Grunde trifft man ja bei allen Stoffen auf etwas, das man zunächst nicht kennt, über das man sich erst informieren und dem man am Ende dann gerecht werden muss. Deshalb gab es am Set eigentlich das gleiche Maß an Gesprächen wie bei anderen Dreharbeiten auch. Allerdings war diesmal der große Unterschied, dass wir in Aelrun Goette gleichzeitig eine Zeitzeugin, Autorin und Regisseurin am Set hatten.

Claudia Michelsen: Für mich war es ja nicht der erste Stoff mit DDR-Hintergrund. Wirklich neu war, dass es Aelrun Goette schon im Drehbuch geschafft hat, im positiven Sinne ein Lebensgefühl dieser Zeit zu spiegeln. Die Kraft und den Widerstand, den es gab, um aus dem Mangel heraus kreativ zu sein, sich seine eigene Freiheit zu erschaffen. Das wurde im Kino so bisher noch nicht erzählt.

Ihre beiden Rollen könnten also durchaus etwas Besonderes in Ihrem bisherigen Schaffen sein. Ist dem so?

Claudia Michelsen: Es war etwas Besonderes, allein durch die Zeitreise in das Ostberlin der 80er. Aber jede Arbeit hat natürlich ihre eigenen Besonderheiten. Hinzu kam, dass unsere Hauptfigur im Film, gespielt von der wunderbaren Marlene Burow, in dieser Geschichte fast genau das Alter hat wie ich 1988. Suzie könnte eine alte Freundin von mir sein, und Marlene ist eine Entdeckung vor allem in ihrer Unaufwendigkeit im Erzählen. Auch sonst hatten wir eine so feine Besetzung, daher war die gesamte Arbeit mit Team und Aelrun Goette ein kleines Fest. Das war für mich eher das Besondere an dieser Arbeit, unabhängig davon, dass meine Elsa Wilbrodt eine sehr besondere Figur ist.

Sabin Tambrea: Das Besondere für mich war, dass ich bereits eineinhalb Jahre vor Drehbeginn wusste, ich bin besetzt. Mich macht der Film stolz, weil das Risiko, mit dieser Rolle zu scheitern, enorm hoch war, gerade im Kontext zu einigen früheren Charakteren. Da waren einige richtig negative dabei, hier aber geht es um pure Lebensfreude und Positivität. Das war für mich eine riesige Herausforderung. Ich wusste nicht, ob es am Ende aufgehen würde.

Ihre beiden Charaktere lehnen sich indirekt oder sehr präzise an Personen an, die gelebt haben oder noch leben. Hat das Ihre Vorbereitung beeinflusst?

Claudia Michelsen: Die Figur der Elsa Wilbrodt ist eine Mischung aus verschiedenen Frauen, die einst in der DDR-Modesezene und speziell für „Exquisit“ oder die „Sibylle“ gearbeitet haben. Daher habe ich mich ausschließlich an der geschriebenen Geschichte orientiert und natürlich an dem, was Aelrun Goette gern erzählen wollte.

... die es übrigens sehr schön benennt: „Claudia Michelsen hat sich diese Elsa um die Schultern gelegt und mit minimalistischer Leichtigkeit eine große Karrieristin in ihrer Zerrissenheit gezeigt.“

Sabin Tambrea: Wow, was soll da noch kommen?

Claudia Michelsen: Ich weiß gar nicht, was ich darauf sagen soll. Oh je, schön ist das!

Sabin, wie war es bei Ihnen? Ihre Figur

des Rudi ist konkret an einen realen Menschen angelehnt, die Stil-Ikone Frank Schäfer, den heute 63-jährigen Berliner Friseur und Sohn des DDR-Entertainers Gerd E. Schäfer.

Sabin Tambrea: Ich habe Frank Schäfer getroffen, und trotzdem ging es mir immer nur um eine Annäherung an ihn, nicht um die Kopie. Um die Schulter gelegt habe ich mir Frank als Figur nicht. Das hätte für mich bedeutet, dass sie mit all ihrem Gewicht auf mir lasten würde. Das Gegenteil war der Fall, sie musste bei mir die Schultern heben, Leichtigkeit verursachen, mehr schweben, als auf dem Boden zu gehen.

Frau Michelsen, gab es für Sie noch Überraschungen über die Zeit, über „Exquisit“, „Sibylle“ oder die Off-Szene der DDR-Mode?

Claudia Michelsen: Nein, das war mir alles sehr vertraut, ich kannte vieles, obwohl ich mich damals nun wirklich nicht mit Mode in der DDR beschäftigt habe.

„In einem Land, das es nicht mehr gibt“ stellt eine 17-Jährige in den Mittelpunkt. Der Film kann dadurch einen sehr eigenen Zugang zur Thematik schaffen, weil sich frühere Lebensgefühle der Jugendlichen zu heute ähneln. Frau Michelsen, Sie haben selbst zwei erwachsene Töchter. Haben sie gezielt nach der DDR-Zeit gefragt?

Claudia Michelsen: Manchmal. Ich glaube, mit meiner Mutter hatten sie da intensivere Gespräche. Das Fragen nach der Geschichte der eigenen Familie kam bei mir

übrigens auch erst viel später. Eigentlich ist es erschreckend, wie viele Parallelen zu heute gezogen werden können. Perspektive ist ein Thema. Angst beherrscht heute den Alltag, und wie sollen sich junge Menschen, auch gerade nach den letzten beiden Jahren, der Herausforderung stellen, sich selbst zu finden? Das alles ist gerade nicht einfach. Weltweit.

Herr Tambrea, Sie sind 37, da könnte es noch darum gehen, eigene Fragen zu stellen, erst recht mit ihrer Familiengeschichte. Sie waren zwei Jahre jung, als Sie von Rumänien aus in den Westen Deutschlands kamen. Wie haben Sie bei Ihren Eltern nachgehakt?

Sabin Tambrea: Ich arbeite gerade an meinem zweiten Buch. Es soll die Flucht meiner Eltern aus Rumänien thematisieren, und ich habe tatsächlich erst im vergangenen Dezember damit begonnen, intensiver nachzuforschen. Einerseits mache ich mir Vorwürfe, nicht früher damit angefangen zu haben, andererseits ist es dafür jetzt wenigstens nicht zu spät, denn Vater und Mutter leben noch. Darüber bin ich froh. Jetzt bekomme ich Antworten über Rumänien und meine Familie, die mich überraschen oder auch nicht, die mich schockieren oder auch nicht. Ich hatte das große Glück, dass mein Großvater Memoiren geschrieben hat, die er uns Enkelkindern vererbt hat, geschrieben in einen Tageskalender, über die Zeit seiner unrechtmäßigen Haft im Gefängnis. Heute, 25 Jahre nach seinem Tod, höre ich dadurch seine Stimme, und er erzählt mir Dinge, die er damals nicht erzählen konnte.

Was für eine schöne und seltene Gelegenheit.

Sabin Tambrea: Ja, und ich bedauere sehr, dass heute so wenige junge Menschen echtes Interesse an Geschichte haben. Wo immer man die Chance hat, aus der Vergangenheit für die Zukunft zu lernen, muss man sie nutzen und diesen Weg auch unterstützen.

Sind Sie oft in Rumänien?

Sabin Tambrea: Ich bin kürzlich erst wieder hingefahren, nach über sechs Jahren. Damals ist meine Großmutter gestorben, und es begann für mich eine Art Abnabelungsprozess. Rumänien hörte auf, Heimat zu sein. Jetzt ist es das Land, aus dem ich stamme, das aber nicht mehr meines ist. Ich kann dort Rumänisch sprechen, mit starkem deutschen Akzent zwar, aber man versteht mich. Jetzt war ich zur Recherche da, um Orte zu finden, die für meine Familie wichtig waren. So habe ich den Folterkeller der Securitate besucht, in dem mein Opa gequält wurde. Er ist heute eine Bar ...

Frau Michelsen, Sie wurden in Dresden geboren und sind noch in den Achtzigern von hier weggegangen. Wie kommen Sie heute zurück?

Claudia Michelsen: Ich komme immer wieder sehr gern zurück. Es gibt nur ein paar Orte auf der Welt, an denen mich das Gefühl packt, nach Hause zu kommen. Dresden, die Elbe und seine Menschen gehören dazu, obwohl ich nur die ersten 16 Jahre meines Lebens hier verbracht habe. Aber diese Jahre waren die prägenden.

Erleben Sie Dresden als zerrissene Stadt, als die sie oft beschrieben wird?

Claudia Michelsen: Mich zerreißt es eher, dass über Dresden oft sehr einseitig berichtet wird, denn ich persönlich kenne vor allem Menschen, die sich gegen alle negativen Tendenzen stellen und sich klar dazu bekennen, und zwar zu 100 Prozent.

Bei Ihnen, Herr Tambrea, war eine klassische Musikerkarriere vorgezeichnet. Ihre Eltern sind professionelle Musiker, Sie selbst haben viele Stufen der Ausbildung durchlaufen. Was hat es für Sie gebraucht, um sich mit 17 gegen den Beruf eines Musikers zu entscheiden?

Sabin Tambrea: Vor allem Mut. Ich habe mit vier Jahren begonnen, Geige zu spielen, und es war von da an klar, dass der Junge Musiker wird. Viel Arbeit und Disziplin folgten auf dem Weg. Meine Mutter hat mich irgendwann, um mein Lampenfieber zu lindern, ins Theater gesteckt, damit ich etwas Routine bekomme. Als ich dort dann gesehen habe, wie viel Spaß es machen kann, auf einer Bühne zu stehen, ohne vier Stunden am Tag Tonleitern zu schrubbieren, habe ich nachgedacht. Und dann brauchte es diesen Mut, sich gegen die Musik zu entscheiden. Es begann aber noch ein anderer Kampf, der, sich an Schauspielschulen zu bewerben und sieben Absagen durchzustehen. Trotzdem ist Musik meine Muttersprache. Ich habe sie erlernt, bevor ich richtig Deutsch sprechen konnte. Musik ist für mich der direkteste Ausdrucksweg, Sprache ist eine Schublade, in die man einen Gedanken pressen muss. Musik ist freier. Sie bleibt die Basis meiner Arbeit.

- Das Gespräch führte Andreas Körner.
- Der Film läuft in Dresden (PK Ost, Schauburg, Ufa, Rundkino) sowie in Bautzen, Döbeln, Görlitz, Zittau.

Lob für zwei Vögel

„Lahme Ente, blindes Huhn“ am Dresdner Jugendtheater ist eine kurzweilige Reise zweier sehr verschiedener Geschöpfe.

VON MARCEL POCHANKE

Du hast dich noch nie so lebendig gefühlt, das musst du doch zugeben“, heißt es gegen Ende der neuesten Inszenierung am Theater Junge Generation Dresden. Dort gehen zwei gemeinsam auf eine Reise. Der Titel „Lahme Ente, blindes Huhn“ verrät, wer da reist und was ihre hervorstechendsten Merkmale sind. Die Regie hat Kinderbuchautor Ulrich Hub in Dresden selbst übernommen, und er weiß, wie er die von ihm erdachten Geschöpfe anpacken muss. Ente und Huhn verstricken sich in kurzweilige Dialoge, schimpfen, versöhnen sich und entdecken das Schöne an jeweils anderen Wesen trotz ihrer Schwächen, ohne dass die Aufführung je den Zeigefinger bemüht.

Die Schwächen der Tiere sind weniger das Lahmen oder die Blindheit, die zwar offensichtlich sind, mit denen die zwei aber trefflich umzugehen gelernt haben. Es sind Ängste, Eigenwilligkeiten, Flunkereien. Die menschlichen Eigenschaften der zwei Vögel erschließen sich in jedem Moment



So weit hat es die eigentlich etwas ängstliche Ente (Susan Weilandt, links) schließlich gebracht: Die Ente (Simon Käser) verkriecht sich vor ihr und der Welt – aber nicht für immer. Foto: Marco Prill

auch den jüngeren Zuschauern, empfohlen ist das Stück ab acht.

Anders als etwa bei der Uraufführung, geleitet von Katja Schmidt-Oehm im Juni in Stuttgart, lassen Ulrich Hub und Kostümbildnerin Ulrike Kunze die beiden nicht in tierischen Verkleidungen verschwinden. Sie beschränken sich auf flattrige, farblich passende Alltagsklamotten, dazu die eine oder andere Feder, die den beiden beim aufgeregten Disputieren immer wieder entfällt. Die Körpersprache der Schauspieler und die scharfsinnigen Dialoge genügen für die perfekte Illusion. Susan Weilandt gibt ein Huhn, das ihren Ängstlichkeiten mit kessen Ideen aufmüpfig begeg-

net. Simon Käser verleiht der blinden, aber lebenshungrigen Ente eine gekonnte Schnorrigkeit, lässt Unsicherheiten ebenso hindurchschimmern wie die Sehnsucht, für andere bedeutsam zu sein. Wer „Lahme Ente, blindes Huhn“ anschaut, wird Zeuge einer wunderlichen Begegnung, wird lachen, sich wundern und zwei tolle Schauspieler sehen. Hub und dem TJG ist ein Kindertheaterstück gelungen, das die Fantasie anregt und viele kleine Erkenntnisse bereithält wie diese: „Gelegentlich muss man ein blindes Huhn auch loben.“

- Wieder am 21., 22. und 23. Oktober, Kartentel. 0351 32042777

Frankreich steigert Kulturretat

Paris. Während Deutschland den Bundesetat für Kultur 2023 reduziert, will Frankreich ihn um sieben Prozent auf 4,2 Milliarden Euro erhöhen. Damit ist das Budget um 271 Millionen Euro gestiegen. Ein Großteil, 711 Millionen Euro, soll vor allem für die Finanzierung von Kino- und audiovisuellen Produktionen bereitgestellt werden, wie das französische Kulturministeri-

um jetzt bestätigt. Das Budget hat die Vier-Milliarden-Euro-Schwelle erstmals 2022 überstiegen.

Deutschland hat für die Kulturfinanzierung laut Haushaltsentwurf der Bundesregierung derzeit Ausgaben in Höhe von 2,2 Milliarden Euro vorgesehen. Das sind 5,6 Prozent weniger als in diesem Jahr mit 2,3 Milliarden Euro. (dpa)

Playmobil im Museum

Die größte Sammlung der Welt verwandelt ein Hamburger Haus in eine Spielzeug-Landschaft.

Hamburg. Dinosaurier, Steinzeitmenschen am Lagerfeuer und Römer an der Elbe: Deutschlands größte Playmobil-Sammlung ist erstmals vom 5. Oktober bis zum 2. April im Archäologischen Museum Hamburg zu sehen. Der Hamburger Künstler Oliver Schaffer hat das Museum dafür in eine fantasievolle Spielzeug-Landschaft verwandelt, die einen detaillierten Blick in die Vergangenheit ermöglicht, teilte das Museum mit. Sogar die legendäre Hamburg, Keimzelle und Namensgeberin der

Stadt Hamburg, werde in einer eigenen Ausstellungsstation zu sehen sein.

„Große und kleine Besucher können auf Zeitreise gehen – und natürlich darf auch gespielt werden.“ Auf 300 Quadratmetern Fläche können die Besucher in Kindheitsträumen schwelgen und der Fantasie freien Lauf lassen.

Die Ausstellung wurde aus 5.000 Playmobil-Figuren und mehr als 50.000 Einzelteilen erbaut. Insgesamt sind 14 Spielzeug-Dioramen aus der Sammlung von Oliver Schaffer zu sehen. Der Hamburger Künstler hat seit seiner Kindheit mehr als 300.000 Playmobil-Figuren zusammengetragen. 2009 zeigte er einen Teil seiner Sammlung sogar im Pariser Musée des Arts décoratifs im Westflügel des Louvre. (dpa)